

MEDIZIN

Fatale Fehldiagnosen bei Komapatienten

Patienten mit schwerer Hirnschädigung erhalten erschreckend häufig die falsche Diagnose. Zu diesem Ergebnis kommt der Neurologe Steven Laureys von der Universität Lüttich. Die Ergebnisse der zweijährigen Studie, die Laureys' Forscherteam durchführte, wurden jetzt in der Fachpublikation „BMC Neurology“ veröffentlicht. Die Diagnose „Wachkoma“ wird Laureys' Ergebnissen zufolge in über 40 Prozent der Fälle irrtümlich erteilt; tatsächlich befanden sich die Patienten zumeist in einem sogenannten Zustand minimalen Bewusstseins (MCS). Den Grund für die häufigen Fehldiagnosen sieht Laureys darin, dass oft unzureichende Diagnosemethoden angewendet würden. Die Unterscheidung zwischen Wachkoma und MCS sei eine der schwierigsten Aufgaben für die Mediziner überhaupt. Die falsche Einordnung als Wachkoma-Patient kann für den Betroffenen allerdings fatale Folgen haben – „insbesondere wenn auf ihrer Grundlage die Entscheidung getroffen wird, die lebenserhaltenden Maßnahmen zu beenden“, warnt Laureys. Sein Team hatte 103 Patienten mit Bewusstseinsstörungen anhand von zwei verschiedenen Diagnoseverfahren untersucht. Die derzeit gängige Methode erwies sich dabei besonders anfällig für Fehldiagnosen.

TIERE

Haie aus dem Tank



Sandtigerhaie sehen gefährlich aus, sind aber vor allem für ihresgleichen der schlimmste Feind. Die Embryos dieser bis zu drei Meter langen Art sind bereits nach wenigen Wochen in der Lage, herzhaft zuzubeißen. Diese Fähigkeit hat fatale Folgen: Im Mutterleib kannibalisieren sich die Jungtiere gegenseitig; am Ende überlebt nur

der Stärkste. Wegen des bizarren Verhaltens ist die Geburtenrate bei Sandtigerhai-Weibchen sehr niedrig. Weil die Art in der Vergangenheit zudem stark gejagt wurde, ist die Population in ihrem Fortbestand bedroht. Der australische Meeresbiologe Nick Otway arbeitet derzeit an einem Rettungsversuch für die gefährdeten Tiere, die ihrer

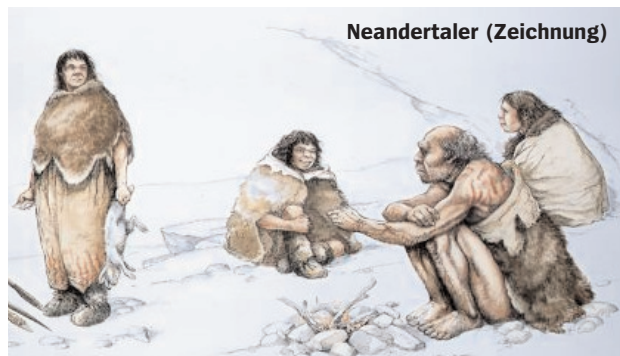
STEINZEIT

Neandertaler nähten sich Schlafanzüge

Die Neandertaler waren womöglich weit besser bekleidet als nur mit locker um die Hüften geschwungenen Lendenschurzen. Der Steinzeitmensch –

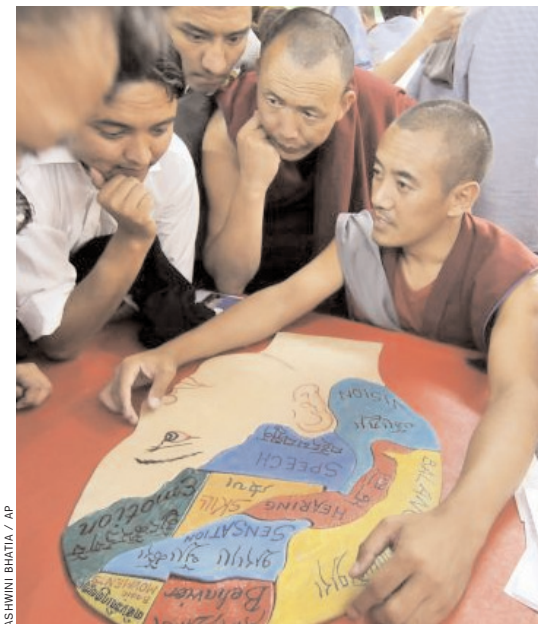
der etwa 1,65 Meter groß wurde und um die 80 Kilo wog – habe sich mit einer hauteng genähten Schutzhülle aus Tierhaut vor den tiefen Temperaturen des nordeuropäischen Winters schützen müssen, behauptet der dänische Physiker Bent Sørensen in der aktuellen Ausgabe des „Journal of Archaeological Science“. Eine Körperoberfläche von 1,87 Quadratmetern erfordere nackt Temperatu-

ren von 27 Grad Celsius, um im Schlaf keinen bedrohlichen Energieverlust zu erleiden, rechnet Sørensen vor. Doch selbst zur wärmsten Zeit im Juli ist die Temperatur nachts auf knapp über 17 Grad abgesunken. Funde von Neandertaler-Mode in der Nähe von Stuttgart stützen seine These.



Neandertaler (Zeichnung)

HENRI BIDAU / NEANDERTHAL MUSEUM



ASHWINI BHATIA / AP

Buddhistische Mönche im Unterricht